

DIE FLUT IN LAAYOUNE

von Brigitte Uttar Kornetzky

Rechts und links der vor wenigen Monaten fertig gestellten Hauptverkehrsverbindung zwischen Marokko und Mauretanien hat sich die überschwemmte Sahara in eine Deichlandschaft verwandelt. Ein erstaunlicher Pflanzenteppich erstreckt sich weit zwischen den glitzernden Brackwasser; für die Marokkaner die Inkarnation einer Fata Morgana, echt, grün und blühend. Seit zweieinhalb Tagen regnet es ununterbrochen. Was man nicht mit eigenen Augen gesehen hat, mag man kaum glauben. Die Menschen stehen wadentief mit hoch geknüpften Kaftans auf der überfluteten Strasse nach Laayoune, mit der freien Hand nach einer Mitfahrgelegenheit winkend, die sie in die nächstgelegene, hundert Kilometer südliche Stadt bringt.

In Laayoune ist der Ausnahmezustand ausgebrochen. Die Stadt steht unter Wasser. Der ungewohnte Anblick ist selbst für die Marokkaner ein aussergewöhnliches Ereignis, das diesen Jahrhunderttagen noch über Generationen forterzählen wird.

Angekommen in der grossen Stadt schieben die Männer die liegen gebliebenen Autos von der Strasse, nachdem jegliche Startversuche missglücken, waten in dem knietiefen, braunen Wasser, das aus allen Ecken und Rinnen hervorquillt, sich in den Senken ansammelt mit allerlei Schwemmwerk, das Kinder mit ihren Tretradern hin und her kicken, in spielerischer Missachtung des Ernstes der Lage. Das Wasser spült den Sand wer weiss wohin, vom schräg abfallenden Rinnsteig zum nächsten Hindernis und weiter an der Hauswand entlang, die quer zur Stromrichtung steht, zurück in die Sahara; alles steht im Austausch, im Fluss; ein nicht endendes Geschiebe und Gesprudel von allem, was nicht niet und nagelfest ist. Ein Kind hüpfst barfüssig über das angesammelte Bretterwerk und verschwindet im Hauseingang. Den rudernden Bewegungen der Frau hinter der Tür, die weit offen steht, ist zu entnehmen, dass sie mit dem angespülten Schlamm kämpft, angereichert mit dem sperrigen Schrott der Nachbarn, der Grund ihres Fluchens, während ihr Mann versucht, das Blechdach über ihrem Haupt zu sichern, indem er die verrutschten Blechstücke in die richtige Lage zurück zu werfen versucht; aber er muss in der Eile des heftigen Regens und der drohenden Einsturzgefahr des Daches seine Brille verloren haben, da er häufig sein Ziel verfehlt, und sich unsicher vorwärts tastet. Es muss kräftig ins Haus geregnet haben; die Dachabdeckung hängt derart schief herab, sodass die lose aufeinander gelegten Blechstücke mit der aufgeweichten Pappe ins Rutschen und vor dem Hauseingang neben der entsetzt blickenden Frau für Augenblicke zu stehen kommen, bis die nächste Flutwoge die Blechstücke davonstösst. Eine der hinter der Häuserecke hervorlugenden Ziegen findet das eine passende Gelegenheit, endlich dem sandigen Dasein zu entfliehen und Surfen zu gehen. Sie springt kurz entschlossen auf eines der Bleche, landet, zuerst wankend mit den Vorderbeinen auf einer Art Holzkiste, die auf dem Blech Halt gefunden hat, um dann im sicheren Stand wie ein Kapitän in der eigenen Nussenschale davon zu gleiten, den Blick stur nach vorn gerichtet in eine trockenere Zukunft, gefolgt von lose treibenden Tomaten und Mandarinen, die den Eindruck erwecken, als rolle die wie eine Gallionsfigur aufgestellte Ziege einen Blütenteppich hinter sich aus, bis sie am triefenden Horizont unserem Blick entschwindet. Der Früchteteppich bleibt aufgerollt am nächsten Hindernis hängen, tänzelt hin und her unter den immer tiefer hängenden Wolken und den endlos geraden Wassern, die das Ganze in Bewegung halten. Vor uns ist die Pfütze zu einem See angewachsen. Schwer abzuschätzen, wie tief. Ich beginne zu messen, die Strassenbeleuchtung auf der linken Seite hat einen sichtbaren, ellenhohen Sockel, der bei der Beleuchtung auf der anderen Seite nicht mehr zu sehen ist. Das muss es sein. Kniestief darin watend bestätigt eine Frau meinen Ahnung, die sich langsam und unbeeindruckt in den zu stehen gekommenen Wassermassen vorwärts schiebt, die Kleider am Körper klebend, auf dem Kopf balanciert sie ihren turmhohen Einkauf, gefolgt von fünf

tobenden Kindern, die anstelle des staubigen Sandes das spritzende Element zu eigenem Vergnügen herausfordern. Mein Blick verfängt sich an zwei runden schwarzen Punkten, die sich in nicht all zu grossem Abstand zur Wasseroberfläche abheben, als sich einer davon umstülpt, ein glänzendes, vor Nässe triefendes Chinesengesicht zum Vorschein kommt, das seinem Gegenüber gestikulierend die Richtung weist. Da lang, mit der verdrehten Spitze in Richtung Stadt deutend. Die schwarzen Schirme scheinen einen würdigen Anlass gefunden zu haben, das sandige Dasein nach langer Standpause hinter verstaubten marokkanischen Türen zu beenden. Nur Momente dauert es, und einer hebt ab und davon, gefolgt von dem hinter dem Schirm her stolpernden Chinesen im blauen Arbeiteranzug, mit dem Lächeln einer ganzen Nation im Gesicht und bis zum Gesäss durchnässt, kämpft er sich mit den kurzen Beinen durchs braune Wasser.

Der Regen lässt nach, die Wolken lichten den Mittag auf; die Imame schwingen ihre Rufe über die frisch gefallenen Wasser von Laayoune. An der Häuserecke, hinter der die vorwitzige Ziege ihren Ritt auf dem Blechdach antrat, findet sich eine Menschenansammlung zusammen, in heftige Diskussionen verstrickt, jedoch ohne einen wahrnehmbaren Laut. Sie gestikulieren, die Schultern auf und ab bewegend, stapfen sie mit den Füssen im Schlamm. Sie scheinen den Körper, der in der Rinne liegt mit dem Gesicht nach unten, nicht zu beachten, ein Arm über den Kopf nach vorn gebogen und seltsam verdreht die Hand. Die Hand eines Schwarzen, mit blassrosa schimmernder Handfläche nach oben gewendet, und einem golden blitzenden Ring, aus der ein Bächlein glitzernder Sterne über das flache Wasser quillt; die langen offenen Finger gekrümmmt, als wollten sie eine der schwimmenden Früchte greifen, liegt der Körper regungslos in den Wassern. Das dunkelblaue Hemd, gebläht vom abwärts geneigten Strom, schiebt sich allmählich über das schwarze, kräuselige Haar. Phil dreht gelangweilt am Radioknopf. „Sittin on the dock on a bay...“ tönt es in unmissverständlicher Klarheit aus dem Empfänger, dessen Sendestation mitten im Atlantik auf den Kanaren aufgestellt ist, „wastin`time...“ Unglaublich, denke ich, ausgerechnet jetzt dieser Song von Marvin Gay. Er wurde von seinem Vater erschossen. Unweigerlich sehe ich Bourbon Street vor mir, vergangenes Jahr, etwa zur gleichen Zeit, während der grossen Überschwemmung.

Die Menschen in den Wassern waten von einem Bein auf das andere, setzen einen Fuss vor den anderen, mit ihren Sandalen in den Händen steigen sie barfuss im Kreis, und scheinen einen Gesang anzustimmen neben dem regungslosen Körper, auf den ein gleisendes, seltsames Licht fällt; fluoreszierend, kaltfarben, gelbgrünlich schimmernd, wie das Licht einer Bibliothek oder einer grossen, leeren Halle, deren Raum erfüllt ist vom Schritt einer Person, die diesen Raum gerade verlässt. Sein Arm hat sich mittlerweile weit über den Kopf hinaus gestreckt, wie schlafend, der Erde ergeben und dem Licht, weich ummantelt, umflutet von den scharfen Lichtkegeln der Polizeischeinwerfer und der Presse in ihren weissen Hemden und aufgeräumten Gesichtern und dem Bleistift hinterm Ohr. Jeder der Weisslinge hat einen handteller grossen Spiegel auf den Friedlichen gerichtet, den sie in ihren behandschuhten Händen halten; unberührt und teilnahmslos liegt er da, im Brennpunkt des Geschehens der aufgeregten Reporter und Journalisten, im Weisslicht der Weisslinge, die einen Blitzlichtregen eröffnen, und der geifernden Nachbarn, die ihre Tagesgeschäfte verhandeln; die Mitgift für die Hochzeiten ihrer Kinder, oder die neusten Nachrichten aus der Wüste; lautlos und wie fern gesteuert, in dem kalten flüssigen Sand, der sich anfühlt wie zähes Blei, das zu klumpen beginnt in den Taschen und Ärmeln des Friedlichen; eine Kälte, die das heisse, fluoreszierende Licht zusammenschrumpft unter dem Mittelpunkt der Welt, das den Namen Allahs in den ewigen Sand ruft über die drahtlosen Mikrophone, die Martinshörner der göttlichen Allianz, die an den Masten um ihn herum aufgehängt sind wie hechelnde Hunde, das Geschäft im Namen Allahs zu verrichten, um ihm den Namen Allahs einzuschärfen wie das Brandmal an den Schläfen seiner Geburt, aus blauer Asche, den Namen des Allmächtigen unter dem Gelächter der Lichtsamen und der Gesteine, aus Mutterglut und Marzipan in milchweisse Kamelhaut eingenäht, den Namen des letzten Gesetzes, das ihn ruft, Abbitte zu leisten, wie es ihm gefällt.

Der Körper bewegt sich. Aus der Unschärfe des herabrinndenden Wassers auf Glas entwickelt sich eine Gesichtshälfte, blässlich, gelb und verschoben, die sich dreht, wie zurecht dreht in der unbequemen Lage zum Rachen der Welt und zur Sonne hin, welche die letzten Wasser trocknet; jenen gleissenden Ton absorbierend, der den elektronischen Körper in den floreszierenden Bann der um ihn schmelzenden und aufzuckenden Flut setzt, für Momente sich wie zu erkennen gibt, einen letzten Atemzug, ein Beben der Nasenflügel, ein Spreizen der Finger, langsam sich in ein letztes Winden aufbäumt, die Hand geballt zur Faust, ehe ein voll beladener LKW in voller Fahrt den sandbraunen See in zwei Hälften teilt und unsere Frontscheibe mit einem plötzlichen Schschschtt für Augenblicke eindunkelt mit der saharafarbenen Brühe, getränkt mit dem Müll der Stadt und der Namenlosen, die der Fahrer, entschwindend am flüssigen Horizont, wie einen vor sich hin sirrenden Faden hinter sich lässt.

Die blaue Neonbeleuchtung beginnt zu flackern über den wenigen Obststiegen, die aufeinander stehen geblieben sind, erlischt zischend, während unsere Frontscheibe abläuft. Ich erhole mich von dem leichten Adrenalininstoss, den diese abrupte Bewegung auslöst. Gebannt und erleichtert starre ich den Mann an der Ecke an, der sich allmählich aus den kakaobraunen Rinnsaalen schält, den dunkelblauen Kaftan mit einem gekonnten Knoten im Nacken bindet, den goldenen Ehering erst zwischen die Zähne nimmt, dann in den Mund, und mit zwei Eimer ähnlichen Behältern auf den Knieen beginnt, den Schlamm von einem Wasser in ein anderes zu schöpfen.

Wir haben beschlossen, die Durchquerung des Sees zu wagen. Die andere Seite verspricht weniger grosse Pfützen und eine irgendwie befestigte Strasse, die befahrbar ist. Auch erspähen wir ein Tor ähnliches Gebäude, das viel versprechend einen grossen Platz freigibt. Hinter jenem Tor jedoch eröffnet sich anstelle der erhofften Strasse eine mit Pfützen übersähte breite Schneise, mit verfallenen Hütten und Behausungen, soweit das Auge reicht.

Wir fahren hinein, langsam, um das Unfassbare zu begreifen, in dessen Mitte wir unversehens geschleudert sind. Die Slums von Laayoune. Alte Menschen mit Stöcken, Einbeinige auf selbst gebaute Krücken gestützt, durch den Schlamm hüpfend, nach undefinierbarem Zeugs stochernd, ein etwas unter den Arm geklemmt, ein Stück Stoff, ein Ziegenbein, eine noch trockene Decke, die zu retten wäre, einen nassen Zigarettenstummel in die Zahnlücke geklemmt. Ein altes Paar in blauer Kleidung steht vor seiner halb eingestürzten Hütte, der Regen lastet schwer auf dem uneben aufgetürmten Schrott, der als Dachabdeckung dient; Fahrradteile, zerschlissene Reifenstücke, Holzplanken von irgendwelchen fehlgeschlagenen Baukonzepten in der Wüste, angeschwemmtes Material jeglicher definierbaren und undefinierbaren Art.

Die Alte erspäht meine Kamera. Als ich das bemerke, erwarte ich irgendeine Regung der Beschämung, dass sie vielleicht ihre Hand vor das Gesicht hält und nicht gefilmt werden will, oder mich in einer wegwärts Bewegung zum Weiterfahren befiehlt, doch nichts passiert. In einer Art Apathie gefangen schaut die alte Frau in die Linse und das grosse Dunkel hinter der Kamera, starrt in mein Gesicht und die Welt, aus der ich komme, unberührt und gleichgültig. Vielleicht ist sie kurzsichtig. Ich lächle ihr zu mit offenem und ehrlichem Bedauern, das ich in der Lage bin mit meinem Gesicht auszudrücken, aber sie verzieht keine Miene, steht da wie versteinert im Fluss der Dinge, die nicht aufzuhalten sind, und der letzten Habseligkeiten, die ihr davonschwimmen.

Wir sitzen trocken in unserem europäischen Käfig auf vier Rädern, jeder Spritzer auf der Linse lässt mich zum Putztüchlein greifen und einer Portion Hauch, welcher die Oberfläche des Glases wieder in einwandfreien Zustand versetzt, und vermeidet, die Konzentration des Zuschauers auf den unbeweglichen Fleck auf der Leinwand zu bannen. Wie ich mich schäme. Der Menschen wegen oder meiner selbst wegen schäme oder eben, weil die Dinge so sind wie sie sind. Immer wieder, nur vorsichtiger als anderswo, begleiten uns Kinder und winken in die fahrende Kamera, die ich nicht mehr weiss, wo zuerst hinhalten, wie selektieren, wie blitzschnell die besten Szenen einfangen, das

einfach Menschen Unmögliche? Der Gestank ist fast nicht mehr zu ertragen; Müll, Kot, Urin, Schlamm und Geschlachtetes stechen unerbittlich in der Nase. Die Kinder lachen in die Kamera; wenn diese Kinder nicht die Welt retten können?, wer dann!

Die Hütten sind Farbtupfer auf sich verschiebenden Bretterebenen, die zur grossen Apokalypse zusammen gefunden haben, zum Stelldichein der Aussichtslosen; die Ebenen sind ins Rutschen geraten, die Gesichter offen für jeglichen Strohhalm einer Rettung. Ich gebe zu verstehen, dass ich dokumentiere, was hier geschieht, bin die gute Botin, Vermittlerin zwischen den Welten, Hoffnungsträgerin, die mir selbst zur Last geworden ist, was könnte ich schon tun, bewirken? Die Menschen scheinen zu verstehen, diese Energie des Helfen Wollens, die meine Augen ausstrahlen, da mich nichts anderes in diesen Momenten interessiert. Ich schere mich einen Dreck um die richtige Szene. Lasse die Kamera laufen von Hütte zu Hütte. Verhau um Verhau schieben wir uns vorwärts in der endlosen Kette von aneinander gereihtem Elend. Ein Mädchen im Rüschenkleidchen, in strahlendem weiss, spannt eine Leine, auf der es Dinge zum Trocknen aufhängen will, gleichwohl es immer noch regnet. Erschreckt und beschämmt blickt es in die Kamera, bis ich sein Vertrauen gewinne. Es lächelt zurück. Ich heisse Susanna, und schaut uns nach, als wir um die Ecke biegen. Susanna, tönt es in meinem Ohr, ein Klang, der sich an meinen Gaumen heftet wie ein wippender, hängengebliebener Tropfen Tau. In behendem Schritt schwebt Susanna uns nach, von Erhebung zu Erhebung durch die nasse überschwemmte Strasse; die nackten Füsse touchieren kaum den Boden, die langen schwarzen Zöpfe fliegen weit nach hinten, als sie uns überholt und uns wie eine tänzelnde Kriegerin durch die Hölle leitet. Wir folgen ihr, die Kamera ist an ihre Fersen geheftet, gefolgt von einer Heerschar von Kindern, die ihren grossen Auftritt wittern. Susanna läuft schneller und schneller, sie rennt durch die Menschenmenge, und damit es schneller geht, schwebt sie auf den Rücken der Maultiere durch die Menschen der Slumstadt, die rechts und links auseinander stieben. Ausser Atem bleibt sie abrupt stehen vor einer lang gezogenen Bude, ihre schwarzen Zöpfe fallen quer zum verzerrten Gesicht und wie ein Schleier unter die grossen Augen, dahinter finstere Gesichter mit blitzenden Messern stehen, an der die geschlachteten Tiere abhängen. Hier also ist der Metzger der Slums, denke ich, und fluche, dass in diesem Moment die Kamera Tape Ende signalisiert, in genau zwei Minuten. Sie haben mein Zicklein geschlachtet, ruft Susanna in hackigem Französisch, dass sie auf der Strasse gelernt hat, und verschwindet mit ihrem weissen Kleidchen zwischen den abgezogenen Tierleibern. Miss, Miss, you speak english? Gestikuliert ein Kindergesicht durch das geöffnete Fenster auf der Fahrerseite, durch das es kaum hereinschauen kann, bis es auf einer Erhebung zu stehen kommt, und sich für Momente mit inne gehaltenen Worten im Rückspiegel betrachtet, bevor es den Kopf ganz zum Fenster herein streckt. Miss, Miss, ... ich bin Flüchtling aus der Sahara, habe Asyl in der Schweiz, und heftet dabei seinen Blick auf meine Kamera, ohne Phil auch nur zu beachten. Ich muss Ihnen erzählen von der Polizei, die bringt die Kinder um, die ist schlecht...die Polizei, ich bin Flüchtling, ich spreche viele Sprachen, ich kann Ihnen hier vieles zeigen, wenn sie wollen. Du bist verrückt, sage ich, Sie bringen die Kinder um?, wiederhole ich, das Kind im Satz unterbrechend, um sicherzugehen, dass ich in der Aufregung tatsächlich den Recordknopf gedrückt hatte; ich liess keinen Zweifel an der Richtigkeit meines Gehörs. Ja, ja, sie sind so schlecht, viele von uns sind im Gefängnis oder nicht mehr am Leben. Sie ... Der Satz endet abrupt, als von vorne irgend etwas den Wagen rammt, eine Ziege vielleicht, ein Huhn, ein Kind, keine Ahnung. Und wie abgesprochen ist in diesem Augenblick das Tape zu Ende, das Kind verschwunden.

Ohne mich weiter um das Verbleiben des Kindes kümmern zu können, das so plötzlich, wie es aufgetaucht war, verschwunden ist, wechsele ich das Tape aus der Kamera zu meinen Knieen, um das Aufsehen des Bandwechsels zu verhindern, und ehe ich noch das neue Band einziehen kann, klopft es mit den starken Fingerknöcheln einer Faust an den Wagen. Ich zucke zusammen. Ein rundlicher, kräftiger Mann in Zivil und mit Handy bewaffnet, schreitet um unsere Box in Richtung Fahrersitz. Halt, was machen Sie hier? Ihre Ausweise bitte. Phil zückt seinen Pass, ich den meinen. Er studiert und notiert alle möglichen, vermerkten Zahlen und Angaben, um die Pässe letztlich einzubehalten. Wir müssen mitkommen. Phil fährt mit dem Offizier in Civil in einem nicht all zu klappigen PKW, ich

folge, selber zum Esel geworden, störrisch und mürrisch mit dem Camper. Diesen Ort, ausgerechnet jetzt, verlasse ich äusserst ungern. Das Schlimmste bereits ahnend, verstaue ich die Kamera während des Fahrens in der grossen, eigens für verstecktes Herumtragen gefertigten Plastiktasche, um später Zeit zu haben, ein neues Band einzulegen. Auf kürzestem Wege an den Militärkonvois vorbei, verlassen wir das Gelände bis zum hohen Zaun auf der anderen Seite des Tores, an das die Strasse nach Agadir stösst. An der Polizeipräfektur angekommen und aufgefordert, mitsamt der Kamera mitzukommen, kommt mir mein Vorteil zu Gute, nur soviel Französisch zu verstehen, wie es der Situation dient. Ich stelle auf nicht verstanden, um Gelegenheit zu haben im Camper das Tape einzuspielen, und verlasse samt Tüte und Kamera unsere mobile Box.

Die Strassenbegrenzung vor der Polizeipräfektur ist nicht mehr zu erkennen. Wir hüpfen in unseren Sandalen über die zum Überweg aufgehäuften Steine und balancieren bis zur ersten Stufe der Präfektur, an die das Wasser heranreicht. Am Wachpfosten vorbei steigen wir hinauf in den obersten Stock und betreten eines der hinteren Zimmer. Wir werden gebeten, Platz zu nehmen, es dauere eine Weile. Sehr gut, denke ich. Zeit genug, das erste Herzschlag zu besiegen, den Raum zu studieren, und die Lage zu sondieren. Völlig klar, worum es geht. Aber wie es geht, nicht klar, macht nervös. Phil redet seine Antworten in die Fragen des Offiziers hinein, der uns hierher gebracht hat, und der den doppelten Platz beansprucht hinter dem Pult wie sein Kollege. Was hat er Dich gefragt, frage ich immer wieder, und blicke dabei Vertrauen erweckend und möglichst naiv in das steinerne Gesicht unseres Vorgesetzten, oder zumindest dessen, der so tut, als sei er eine Autorität. Über seinem Kopf thront die verblichene Fotografie des Marokkanischen Präsidenten, in Fujicolor und Goldrand, von Sonne und Hitze verärgert. Von der Wand sich in der abrupten Feuchtigkeit seit Tagen der Putz schält und einige Schichten farbigen Anstrichs freilegt. Er will das Band sehen. Ich fingere in der Tasche herum, baue die Kamera auf seinem Schreibtisch auf, das dauert eine Weile, genügend Zeit um Hilfsbereitschaft und Wohlwollen glaubhaft zu simulieren, suche das passende Band, unterdrücke ein leichtes Zittern der Finger, als ich es an der falschen Stelle stoppe, fährt es mir heiß durchs Blut. Ich spiele das Band ab. Zu sehen ist Laayoune unter Wasser. Strassenszenen, vorbeifahrende Autos mit aufspritzenden Reifen, Treträder mit Kindern im Wasser, die Frau, die ihren Einkauf auf dem Kopf durch die Wassermassen balanciert, die vorwitzige Ziege, die Amerika entdecken will, der floureszierende Tote an der Ecke, die Polizeiaufnahmen, die Reporter, mit den Füßen einen Plastikdelfin hin und her kickend, alles steht im und unter Wasser. Das ist nicht das richtige Band, knirscht er entnervt durch die zusammengepressten Lippen, hinter denen sich eine breite schwarze Zahnlücke auftut, und schiebt umständlich den Kautabakstummel von einer Seite des Mundwinkels in den anderen. Ich widerspreche, beharre auf der falschen Wahrheit, dass es kein anderes richtiges Band gäbe als dieses vorgelegte, und mir vielleicht ein Fehler unterlaufen sei bei der Aufnahme und dem Wechseln der Tapes, da ich noch am Üben sei, und die Kamera noch nicht lange hätte. Ergeben klopft ich meine Taschen nach weiteren Tapes ab. Ziehe ein halbes Band mit Krokodilen hervor, das aus Südfrankreich stammt und bereits beschriftet ist. Darauf steht geschrieben: Krokodile. Sehen Sie, ich bin Künstlerin, filme Krokodile, hier steht es, und lege den verständnislosen Gesichtern zwei weitere, leere Tapes vor die Nase, eines noch in Originalverpackung, das andere geöffnet. Wenn Sie Künstlerin sind, warum filmen Sie nicht die Sanddünen in der Sahara und das Meer? Die Sahara ist nass und sieht aus wie das Meer, gebe ich zur Antwort, und erntete verständnisvolles Kopfnicken, die vorgeschoßene Unterlippe des einen konterkariert das verstärkt milde Lächeln des andern, das sich plötzlich ausbreitet in ihren Körpern und Gesichtern und ihrem ganzen nassen Alltag wie Wogen der Behagsamkeit nach einem langen warmen Bad.

Das ist es, das ist das Tape! Sein Kollege reckt den langen Hals um die schwarze Ecke des Suchers, während der andere entspannt zurücklehnt, um das Erhoffte zu erspähen, aber er sieht nur Blau, und blickt fragend und zweifelnd seinen Vorgesetzten von der Seite an. Dieser Himmel ist zu blau für heute, ereifert er sich ob der Richtigkeit der Farben, denn er scheint ja immerhin eine Ahnung zu haben von der künstlerischen Seite, und zupft sich nervös an den gelben Kragenspitzen, die hinter dem olivgrünen Revers hervorlugen. Außerdem hat es den ganzen Tag geregnet, setzt er nach. Dummkopf,

murmelt der Offizier und ereifert sich in seiner Vision, bekräftigt, dass er dieses Band konfiszieren müsse. Ich schüttele energisch den Kopf. Kommt nicht in Frage. Wortlos und offenbar verärgert knallt er den angekauten Kugelschreiber, den er unaufhörlich abwechselnd zwischen den Fingern und der Zahnlücke in entgegengesetzter Richtung wie den Kautabakstengel dreht, aufs Pult, und verlässt mit dem Vorgesetzten den Raum mit der Anweisung, dass sie gleich zurück seien, wobei ich schnell begreife, dass es sich um zwei Vorgesetzte handelt, wir mögen uns einen Moment gedulden. Siegessicher und heftig schlägt er hinter sich die Tür zu. Für Momente gleiten Schauer der Erleichterung durch meine Adern. Aber das Ganze ist noch nicht ausgestanden. Tief durchatmend lasse ich den Blick im Raum schweifen zum Fenster, und strecke meine unter dem Tisch verklemmten Knie und Füsse gerade, unwissend, wie lange diese wohltuende Entspannung anhalten möge. Erstmals bemerke ich den Soldaten in olivgrüner Uniform hinter dem Vorhang, der zumindest der Stofffarbe nach in gleicher Beschaffenheit dasteht wie der Vorhang von der Decke hängt, wohl auch in eben gleicher Steifheit, und den ich deshalb kaum wahrgenommen hatte. Den müssen sie hier für seine Bewegungslosigkeit bezahlen, nicht für die Konzentration, die sich damit verbindet. Unaufhörlich späht er mit dem Opernglas auf die Geschehnisse unterhalb seines Fensters, ungeachtet unserer Anwesenheit. Noch weitere, erforderliche Streckversuche mimend, stehe ich kurz entschlossen auf und strecke mich bis zur Decke, die ich mit Fingerspitzen erreichen kann, um das Gleichgewicht zu bewahren, und werfe den schnellen Blick nach unten durchs Fenster. Von hier oben hat er hat das Quartier im Griff, alles unter Kontrolle. Von hier oben, dem einzigen dreistöckigen Gebäude, das nicht vom Einsturz bedroht scheint, wird jeder Schritt und Tritt und jede Bewegung in den Slums verfolgt. So ist das also gewesen. Die haben uns schon von Weitem erspäht. Also muss ich ihm mindestens zehn blaue Bandminuten überlassen, und lasse mich zurück auf den Stuhl fallen. Blass wie...? Da!, ruft er aus, überlassen! Nachdem sich die beiden Offiziere wieder hinter ihrem Schreibtisch in Stellung gebracht haben und die Tür vom Wind ins Schloss schmettert. Noch mal spielen, echoe ich überlegen, und ernte ein stummes, zunickendes Lächeln. Willig lege ich das geöffnete Tape in die Kamera und lasse es abermals laufen. Doch ausser der Farbe blau und einer dahinrauschenden Zeitangabe mit Datum ist nichts zu sehen. Der Offizier starrt gebannt in die Kamera.

Wir müssen das Band konfiszieren. Ich müsse verstehen, dass diese Aufnahmen nicht dem Bild entsprächen, dass Marokko dem künftigen Tourismus zeigen möchte, Bilder der Sahara unter Wasser, das ginge nicht. Die Sahara muss den weissen trockenen Sand haben und Dromedare, die sich auf dem Rücken der Dünen gegen den blauen Himmel abheben, im langgezogenen Schatten der sinkenden Sonne ziehend.

Ich begreife, gebe reuig zu erkennen, dass das das viel bessere Bild sei, und biete kurz entschlossen an, die betreffenden Stellen auf dem Band zu löschen. Die Offiziere schauen sich einen Moment lang fragend an und stimmen

zu. Die erste Hälfte des Bandes ist unverfängliche Wüste, resümiere ich eilig zu mir selber, die Staatsstrasse nach Laayoune, das Meer, Dinge, die nicht ungewöhnlich sind für Reisende. Ich spule das Band zurück an die betreffende Stelle, wo der blaue Himmel ins blaue Meer stürzt, und stelle die Kamera mit der Linse auf den Schreibtisch, drücke den Recordknopf. Zur allgemeinen Vergewisserung bitte ich die beiden Köpfe der Herren über den Sucher, um den aufleuchtenden Recordbutton zu bestätigen. Das Bild tilgt die Erinnerung mit der nächtlichen Tinte des Schreibtischs unserer Vorgesetzten. Nickend und siegessicher lehnen sich die beiden Herren in ihren breiten Schultersesseln zurück, nachdem ich demonstrativ das Mikrofonkabel ziehe. Ich erheische ein triumphierendes Schmunzeln. Braves Mädchen, so ist's recht!

Ihr armen Dummköpfe, denke ich mit einiger Erleichterung, als ich Kamera samt allem Zubehör zurück in die Tasche packe. Die einzige Tasche, die ich nicht demonstrativ abgetastet hatte, befindet sich direkt in Brusthöhe der schwarzen Kamerajacke, die ich trage, über der Herzkammer, und in dieser das Tape aus den Slums, dass ich für den schlimmsten der Fälle dort versteckt hielt. Immerhin bräuchte es für die Leibesdurchsuchung einen weiblichen Offizier, und das ist unpopulär in Marokko. Ich bedanke mich bei den Herren, dass ich das Tape auf diese Weise erhalten konnte, und bemerke,

dass Phil`s verabschiedende Sätze in völlig verspanntem Französisch uns eifrig zur Tür hinaus schieben. Er hat genug von dem Vorfall.